



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., J.: Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Müller.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Briefwechsel zwischen Friedrich Genz und Adam Müller.

Stuttgart, Cotta. —

Der Briefwechsel, welcher die Jahre 1800—1829 umfaßt, gehört zu den interessantesten Erscheinungen der letzten Jahre. Zwar in politischer Beziehung erfahren wir nicht viel Neues daraus, aber zur Pathologie des Zeitalters, zur Kenntniß jener moralischen Krankheiten, aus denen die politischen Wirren hauptsächlich hervorgegangen sind, sind diese Mittheilungen von großer Wichtigkeit. In den zahlreichen Correspondenzen, die von Genz bereits publicirt sind, wüßten wir keine, in denen er sich so unbefangen, mit so vollständiger Naturtreue abzeichnete; denn Johannes von Müller oder Nabel gegenüber spielt er doch immer eine gewisse Rolle, d. h. er lügt nicht etwa, — denn so sonderbar es klingen mag, es hat selten einen wahrheitsliebendern Menschen gegeben als Genz — aber er steigert seine Empfindungen diesen Personen gegenüber zu einer Höhe, die an die äußerste Grenze seiner Fähigkeit geht, und wir lernen nur die Ausnahmestände seiner Seele kennen. Gegen Adam Müller hatte er das nicht nöthig. An Alter, Bildung und Geist ihm bedeutend überlegen, von dem jüngern Manne angechwärmt, konnte er sich in seiner vollen Natur ihm Preis geben, und führte das auch mit einer seltenen Virtuosität durch. Je zahlreicher die Widersprüche in diesen Briefen sind, desto sicherer können wir uns auf ihre innere Wahrheit verlassen. Auf den ersten Augenblick kann es freilich sonderbar erscheinen, wie dieser helle klare Kopf, der die wüßten Phantasiebilder seines ergebenen Freundes zuweilen mit unbarmherziger Analyse zerlegt, dennoch so viel Interesse, ja zuweilen so viel Begeisterung zeigt. Aber abgesehen davon, daß auch für den ruhigsten Verstand ein Anbeter immer eine interessante Erscheinung ist, daß Genz bei der Heftigkeit seines Temperaments sich stets in Superlativen ausdrückt, liegt darin die Romantik seiner Natur. Der nüchterne Rationalismus, der gewöhnlich sein Denken charakterisirt, verlangte nach einer Ergänzung, und er blickte auf Adam Müller, auf Görres und ähnliche Figuren, wenn sie ihn auch im gewöhnlichen Leben zur Verzweiflung brachten, wenn er auch seine Ironie ihnen gegenüber fast nie unterdrücken konnte, doch mit einem gewissen Neid. Die

Gabe der Weissagung wäre ihm gar nicht unbequem gewesen, und wenn er mehrmals versichert, er habe aufs eifrigste nach dem Glauben gerungen, so ist das ganz ernsthaft gemeint, nur daß er freilich immer so ehrlich war, einzugestehen, sein Ringen sei vergebens gewesen. Er drückt sich über sein Verhältniß zu Müller gleich in einem der ersten der Briefe 1803 ziemlich klar aus: „Ich bin selbst innig überzeugt, daß wir, um etwas Gutes zu wirken, miteinander leben müssen. Sie allein sind den äußern Schwierigkeiten dieses harten Zeitalters nicht gewachsen; und ich muß schlechterdings etwas haben, was mich unaufhörlich über das Zeitalter erhebt, wenn ich nicht endlich sinken soll.“ Mit andern Worten, der eingefleischte Realist und Weltmann hat eine geheime Kammer seines Herzens, die sich nach Idealismus sehnt; da er aber nicht stark genug ist, Ideale zu finden, lehnt er sich an Phantasten, so wenig das Schwankende einer solchen Stütze seinem Scharfblick entgeht.

Für jeden Menschen, dessen Leben und Denken man im Detail verfolgt, gewinnt man ein gewisses Interesse, und so geht es uns auch mit diesen beiden Sophisten. In der Zeit, wo sie von Einfluß waren, mußte freilich jedes andere Gefühl als das der Erbitterung verstummen; jetzt aber, wo man sie ganz objectiv betrachten kann, machen sie sehr häufig einen komischen, zuweilen einen rührenden Eindruck. Bei Geng versteht sich die Theilnahme von selbst. Aus dem Umgang eines hochgebildeten und trotz aller Bildung naiven Mannes kann man immer lernen; aber selbst ein so verschrobener Phantast wie Müller imponirt durch die Zähigkeit, durch die innerliche Leidenschaft, mit der er an seinen Visionen festhält. Freilich ist jeder Schwärmer bis zu einem gewissen Grad auch ein Schwindler, und wer nicht im Stande ist, ein einziges wahres Wort zu sagen (das war Müller in der That nicht, weil er nie einen klaren Gedanken ehrlich auszudenken vermochte), wird mitunter lügen; aber es ist doch nicht jene gemeine Lüge, die man mit einfacher Brandmarkung zu strafen hat. Der Zeitgenosse von Görres, Arnim, Steffens, Brentano, Schubert u. s. w. ist, wie gesagt, ein wichtiger Beitrag für die Pathologie des Zeitalters.

Vielleicht wird Manchen der Ausdruck „komisch“ befremden, den wir vorher angewandt haben, aber man erwäge Folgendes. Schon in dem Briefwechsel der Rahel wird man mitunter außer Fassung gesetzt, wenn diese Herren und Damen jeden Brief mit einer Schilderung des Wetters eröffnen, und von dieser Schilderung des Wetters gar nicht wieder loskommen, wenn das Wetter ihre ganze Stimmung so vollständig determinirt, daß ihre Seele alle Freiheit verliert, daß sie sich lediglich als ein krankhaftes Phänomen der physischen Mächte darstellt. Diese Wetterbeobachtungen nehmen in dem vorliegenden Briefwechsel etwa den vierten Theil des Raumes ein. Wenn irgendwo ein Gewitter ausbricht, gerathen die beiden Herren sofort in eine Todesangst, sie fürchten den Ausbruch eines Erdbebens, den Untergang der Welt, sie sehen

zitternd nach allen Seiten, ob das Gewitter im Abzug ist oder wiederkommen wird, und die höchste Aufgabe der Philosophie und der Wissenschaft im Allgemeinen scheint ihnen dann zu sein, das Wetter voraus zu verkündigen, um die Seele von dieser fortwährenden Angst zu befreien. Diese Nervenschwäche ist bei beiden; charakteristisch für Müller aber ist die Einmischung dieser Stimmungen in seine Religiosität. Am 7. September 1805 schildert er zuerst seine Stimmungen während einer Woche, wo fast jeden Tag ein Gewitter war. Nachdem die Klagen zwei Seiten ununterbrochen gedauert haben, geht es folgendermaßen fort (S. 53): „Von 12 bis 1 Uhr war ich in mehr als in Todesangst, auf jeden Stoß des Windes, auf jeden Fußtritt achtend, in jedem Augenblick Bewegungen der Erde erwartend. Endlich gegen zwei Uhr ermannte sich das Gemüth und der Gedanke der Dauer in seiner ganzen religiösen Majestät erhob sich aus dem Chaos, worin sich die Welt schon aufgelöst hatte. Endlich Sonntags den 1. September mit dem ersten Viertel des Mondes wurde die Luft wieder ruhiger. Unter allen diesen Schmerzen gedeiht in mir der Glaube an Christum, und besonders an die Strafgerichte Gottes, auch meine Ideen über die Astrologie und den Umgang der Planeten miteinander. Hiervon verstehe ich mehr als einer. Ich sende Ihnen, mein liebster Freund, einen Aufsatze über die Wetterkunde, den ich im Sommer 1804 nach den starken Regengüssen im Juni schrieb, und der Ihnen nichts zeigen soll, als daß ich auch populär schreiben kann. Ueber den Gegenstand sollen noch ganz andere Dinge aufgezeichnet werden.“ — Wenn man näher zusieht, ist die Blasphemie freilich toll; aber man kann sich doch eines unerschöpflichen Gelächters nicht erwehren. Das waren im Jahre des Herrn 1805 die Propheten der neuen Weltreligion! Gerade vier Monate vorher hatte nämlich Müller seinen Glauben abgeschworen und war feierlich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt.

Die Briefe der ersten Jahre enthalten nicht viel Wichtiges. 1800 waren die beiden in Berlin zusammen, im Anfang 1803 in Wien. Seit dem Frühling 1803 hatte sich an Müller, der wieder in Berlin war, hauptsächlich Wiesel angeschlossen (seine Schwester war die Geliebte des Prinzen Louis Ferdinand), von dessen Mephistophelesnatur bereits Barnhagen eine sehr interessante Schilderung gegeben hat. Dieser dämonische Schalk hatte in Müller Ideen angeregt, die ihn zur Conception einer neuen Philosophie, der Lehre vom Gegensatz, veranlaßten; einer Philosophie, die nun seine fixe Idee wurde, und aus der er alle Erscheinungen der Geschichte erklärte. Der Grundzug der Lehre war, daß die Vorsehung sich in Contrasten offenbart, und daß die äußersten Extreme in Bezug auf die Entwicklung der Menschheit gleiche Berechtigung haben. Den Einfall des pantheistischen Schalks trug Müller mit theologischer Salbung vor und kritisirte nun von der Höhe dieses

Standpunkts aus die neuesten Erscheinungen der Philosophie mit souveräner Verachtung. „Alle diese Erscheinungen, hinter denen sich das Hinneigen nach der Armut und dem Tode versteckt, werden weichen, und sicher weichen. Aber die Lehre des Gegensatzes steht so unerschütterlich fest, daß die Irrthümer, die sie aus Gegenwart und Zukunft verschleucht, die aber doch einst da und wirksam waren, ruhig am Himmel der Geschichte der Erinnerung, wie Punkt und Antipunkt wieder heraufsteigen. Einseitig, absolut traten sie auf, der Idealismus, die romantische Wuth, die Sentimentalität, die Aufklärung, als Verirrungen des Einzelnen werden sie verfolgt und vernichtet; aber im Universum gibt es keine Verirrungen, im Ganzen betrachtet lösen sich die einzelnen Dissonanzen in harmonische Accorde auf. Hier zeigt es sich, daß die Verirrung selbst wieder nicht absolut, nicht isolirt, nicht ohne entgegengesetzte, wahre Antiverwirrung dastehen kann; sobald aus falscher Ansicht des Wissens sich die Aufklärung im Zeitalter erhebt, sobald und zu derselben Zeit und nothwendig steigt ein entsprechender Irrthum der Phantasie, wenn ich so sagen darf, die süßliche, friebliebende, humane, Husstien-, Rumfordsentimentalität herauf. Beide Erscheinungen mußten nebeneinandergehen, eine wurde nur durch die andere möglich, nur durch ihr Gegengewicht konnten sie bestehen. So stolz der Idealismus auf die Aufklärung, die neue Romantik auf die Sentimentalität herabsteht, so ist vor Gott und dem Gegensatz der Idealismus doch nichts als Quintessenz, als höchster Gipfel der Aufklärung, wie die tiefsche Romantik nichts als Gipfel der Sentimentalität. Auch diese Erscheinungen mußten nothwendig nebeneinandergehen; aber es ist auch nichts gewisser, als daß eine immer nur durch die andere begreiflich wird; um Fichte zu kennen, muß man Tieck und seine Schule betrachten, und umgekehrt.“ Ueber diese Ideen gab er 1804 ein ausführliches Buch heraus, welches aber nicht ausreichte, Genz zu bekehren. Dieser veranlaßte ihn daher im Februar 1805, nach Wien zu kommen, aber die Unterredungen hatten keine Frucht. Bei Genz trat der alte Kantianer hervor; er wurde empört darüber, daß auch in Beziehung auf die moralischen Ideen alles ins Fluctuirende gerathen, daß alles Absolute aufhören sollte. „Ich — zwar keiner Schule unbedingt zugethan, aber doch lebend und webend in einigen göttlichen absoluten Ideen — ich, der doch auf die Speculation kaum so viel Zeit verwenden kann, als aufs Mittagessen — ich soll, in meinem vierzigsten Jahre, eine durchaus neue, alles zerstörende Ansicht der Welt annehmen, und mich in einen Strudel stürzen, von dem ich kaum begreifen kann, wie Sie, mit ganz andern Kräften ausgerüstet, funfzehn Jahr jünger, frei wie die Luft, leicht und beweglich wie sie, nicht jeden Augenblick darin zu Grunde gehen!“ „Wenn Sie mir sagen: das Sopha liebt mich, insofern ich es liebe, oder ähnliche Blumen, so höre ich es mit Ruhe und Heiterkeit an; wenn Sie aber Liebe, Moral und Gott, in dem Sinne,

in dem ich sie mir denke, und ewig denken werde und muß, so lange ich mich nicht in den Gegensatz stürze (welches nicht denkbar ist), — wenn sie diese ewigen Ruhepunkte meiner Seele als Chimären behandeln, und so darüber sprechen, als wären sie längst abgethan, — was kann ich thun, als entweder ein Stillschweigen beobachten, welches dem der Wegwerfung nur allzuähnlich sein würde, oder in lebhafte Worte ausbrechen, um mich gegen einen Angriff zu retten, der mich mit dem Schrecklichsten bedroht! Das, was man ruhige Discussion nennt, fand immer zwischen uns nur statt, wenn ich Sie passiv anhörte. . . . Genug, so viel weiß ich, daß — dem Geist wahrer Analyse ganz zuwider, unsere Unterredungen immer mit deutlichen oder doch ziemlich deutlichen Begriffen anfangen, vom Dunkeln ins Dunklere fielen und zuletzt mit solchen Worten endigten, die ich, nach meiner Art zu sehen, Gewäsch nenne. Insofern also, als Ihr hiesiger Aufenthalt an der Hoffnung, sich mit mir über den Gegensatz zu verständigen, hängt, spreche ich Sie von heute an los.“ — Der Brief ist vom 22. März. Müller wurde am 30. April in Wien katholisch, worauf er augenblicklich abreiste. Leider wird dies Factum nicht einmal anspielungsweise berührt; wir constatiren nur, daß der Uebertritt in einer Stimmung und aus einer Philosophie heraus erfolgte, die man pantheistisch nennen muß, die in ihrem eigentlichen Sinn den Unterschied des Guten und Bösen aufhebt. Charakteristisch sind noch einige Bemerkungen aus den zunächst folgenden Briefen Müllers. „Ich habe Ihnen oft in Wien großes Unrecht gethan, Ihre Reue, Ihre Ewigkeit der Höllenstrafen, Ihr Durst nach gerechter Rache erscheinen mir jetzt in der Entfernung im wahren Lichte; alle diese Begriffe haben in Ihnen eine gewisse kindliche Ursprünglichkeit, eine Art von Frühlingsgrün, dessen Betrachtung oder Andenken mir eine unbeschreibliche Freude macht“ (27. Mai 1805). „Die Aufklärung, die Humanität kommt doch endlich einmal in die Lage, den Katholicismus vertheidigen zu müssen. . . . Der höhere Katholicismus soll und wird diese sich für ihn erhebende Stimme ablehnen, aber die Aufklärung muß doch einmal, wie jede Krankheit, ihren ganzen Cylklus durchlaufen.“ (29. Mai.)\*

\*) Wie weit übrigens die krankhafte Richtung der Zeit ging, zeigt ein Brief von Johannes Müller an Adam (14. Juli). „Ja wol ist eben die Charakterlosigkeit der Ursprung alles Jammers, der ist und drohet; und dahin, daß wir, ich will nicht sagen Gott, daß wir der Freundschaft, daß wir uns selbst nicht mehr glauben, hat uns dieses aufgeklärte Jahrhundert gebracht. Von uns sogenannten Protestanten, von uns sogenannten Berlinern, unsern hyperkritischen Kritikern ist das zumal wahr. Es ist uns Armen schon zu schwer zu fassen, daß einer die Ilias und Odyssee habe singen können; wie sollten wir fassen, daß Einer, daß Wenige den Götzen, vor dem die Welt anbetet, erschüttern, zertrümmern könnten!“ Und dabei ist zu bemerken, daß gleich darauf der berühmte Geschichtschreiber über seinen harmnässigen Protestantismus scharf zurechtgewiesen wird. Geng selbst, der dem pantheistischen Katholiken gegenüber stets den protestantischen Kantianer zeigt, dessen Religion sich auf das Rechtsgefühl basirt,

Genz war kein Metaphysiker von Profession, und die geschichtsphilosophische Construction des Gegensatzes würde ihn gewiß nicht so heftig afficirt haben, wenn nicht eine sehr bedenkliche Nutzenanwendung nahe gelegen hätte. In dem Mißfallen gegen die Revolution und gegen das wüste bonapartistische Eroberungssystem waren damals alle Gutgesinnten einig, aber während die Entschlossenen in einem rückwärtslosen, alle Mittel anbietenden Widerstand die einzige Rettung Deutschlands sahen, tauchten schon damals einige Weltweise auf, die in der Zertümmernng der alten Welt durch Napoleon den Keim einer neuen großen Zukunft sahen. Die katholische Kirche war wenigstens auf Augenblicke geneigt, in dem neuen Cäsar ihren Wiederhersteller zu begrüßen. Johannes von Müller, mit dem Genz die edle Verschwörung der Patrioten hatte organisiren wollen, hatte schon damals Augenblicke der Schwäche, und Adam Müller neigte sich nach seiner Philosophie, daß jede Sünde bis zum Aeußersten durchgeführt werden muß, um als Contrast das Bessere hervorzubringen, dem Frieden mit dem Kaiser zu. Eine solche Sophistik mußte Genz empören, dem man zur Ehre nachsagen muß, daß er in dem Haß gegen Napoleon keinen Augenblick geschwankt, daß er alle Kräfte seines Geistes aufgeboten hat, um die Deutschen zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind zu einigen. Als daher nach der Schlacht bei Austerlitz die beiden Freunde sich im Januar 1806 in Dresden mit Wiesel wieder zusammensanden, brach der Krieg zwischen ihnen mit verstärkter Heftigkeit aus. „Zwischen die Niederträchtigkeit der gemeinen activen Welt und die phantastischen Ansichten und Constructionen der wenigen Bessern eingeklemmt,“ gerieth Genz in Verzweiflung. Müller belehrte ihn, daß sich der Glaube in seiner ganzen Reinheit conserviren lasse, „auch selbst wenn man Belial lange und ruhig ins Gesicht sieht, und das Wachsen in der Erkenntniß des Teufels auch Gott dienen hieß.“ „Es wird kein neuer Zustand der Dinge kommen, wie Wiesel meint, aber Neues und Altes werden sich in einem echt katholischen Bund vereinigen.“ Ja er ging in seinen Geständnissen noch weiter. „Daß ein Interregnum von Universalmonarchie, das sich nun einmal nicht vermeiden läßt, der heiligsten Sache des Christenthums kein Hinderniß in den Weg legen kann, vielmehr sie indirect befördern muß, ist meine innerste Meinung, ob ich gleich jedes andere Mittel, was mir gezeigt würde, vorziehen und mit dem Herzen ergreifen würde. Ferner, daß es keine absolute Epoche oder Grenze gibt, wo die Herrschaft des Bösen als vollständig triumphirend betrachtet

drückt sich über Goethes heidnische Gestinnung sehr scharf aus. „Die Aufsätze über Winkelmann sind gottlos. Einen so bitteren, tödtlichen Haß gegen das Christenthum hatte ich Goethen nie zugetraut; ob ich gleich von dieser Seite längst viel Böses von ihm ahndete. Welche unanständige, cynische, faunenartige Freude er bei der gloriwürdigen Entdeckung, daß B. eigentlich ein geborner Heide, und darum gegen alle christlichen Religionsparteien so gleichgiltig gewesen sei, empfunden zu haben scheidet!“ (13. Juli 1805).

werden kann, ich also einen Krieg gegen das bonapartistische Princip nur insofern statuiren, als er erst recht angeht, erst recht gründlich und eines großen Herzens würdig wird, wenn die Nominalherrschaft uns alle umfängt; daß es kein catonisches Heraustreten aus einer solchen Sache gibt, für Christen nämlich, daß jene Herrschaft uns deshalb immer näher auf den Leib treten muß, damit wir sie noch besser kennen und aus andern als persönlichen Gründen hassen lernen, damit wir den Bonaparte, den wir in uns tragen, überwinden lernen: dies alles ist meine feste Meinung, der letzte unterstrichene Satz meine ganz individuelle, aus mir selbst geschöpfte Ueberzeugung, das wehmüthige Resultat meiner Betrachtungen.“ (Juli 1806). Unter diesen Umständen darf man sich nicht wundern, daß zwischen den beiden eine tiefe Entfremdung eintrat. Geng nahm keinen Anstand, gegen Müllers Lehren seinen tiefsten Abscheu auszusprechen (24. März 1807). „Im Denken mag es immerhin kein Absolutes geben, und in jedem Fall mag das Bestreben, das Absolute in ein System zu bringen, eitel und thöricht sein. Aber es gibt ein Absolutes, ein ewig Ruhendes und ewig Beruhigendes im Gemüth des Menschen. Im Gegensatz mit dem Fortschreitenden, welches freilich den Begriff von Leben charakterisirt, mögen Sie es Tod nennen; aber dieser Tod ist des Lebens Leben; und ohne diesen Tod ist das Leben nur eine grenzenlose Dual. Jetzt habe ich es gefaßt, was Sie unter dem Flüssigen verstehen; über dies höllische Wort ist mir endlich das Licht ausgegangen. . . In diesem Flüssigen und in dem Frieden der Geschichte gehen alle meine Heiligthümer unter. Aber ich will sie mir nicht rauben lassen. . . Ich bleibe bei der wahren Liebe, die nicht ohne Ausschließung, bei der wahren Sittlichkeit, die nicht ohne Reue besteht, bei dem wahren Gotte, der etwas ganz Anderes, als ein Antigegeusatz — horresco referens! — sein muß, stehen.“ — Man wundere sich nicht über diese pathetische Moral bei einem eingefleischten Epikuräer. Einmal stand seine kantische Erziehung doch zu fest, durch den mystischen Pantheismus wurde nicht nur sein Rechtsgefühl, sondern auch sein gesunder Menschenverstand verletzt; sodann hatte er jetzt in dem Kampf gegen Napoleon den hohen Werth eines sittlichen Willens kennen gelernt und sein Selbstgefühl war gewachsen.

Adam Müller hatte mittlerweile einen engen Bund mit Heinrich von Kleist geschlossen und gab mit demselben den Phöbus heraus, ein Journal, welches gewissermaßen die Horen und das Athenäum fortsetzen sollte, nur mit größerer Beziehung auf das wirkliche Leben; die Antike und das Christenthum, die religiöse Speculation und das moderne Leben sollten sich wiederfinden. Für dieselbe Idee wirkte Müller durch seine Vorlesungen in Dresden 1808, an denen Geng zum großen Verdruß seines Freundes die liebedürftige Form zu tabeln hatte. Aber trotz der fortwährenden, zuweilen sehr leiden-

schaftlichen Zwistigkeiten fühlten sie sich doch immer wieder zueinander hingezogen. So schreibt Geng am 11. Mai 1808: „Ihre schwankenden, zweideutigen, unbefriedigenden, dabei doch so harten, schneidenden Aeußerungen über die Moral hatten mich aufs tiefste verwundet; der Spott, den Sie mit allen alten Ideen über diesen Gegenstand trieben, brachte mich fast zur Verzweiflung. Die Schadenfreude, mit welcher Sie die heutige Zerrüttung der Welt betrachten, die stolzen Hoffnungen, die Sie darauf bauen, der absolute Mangel aller Schonung gegen mich und einige andere meines Gleichen, die Sie doch noch lieben — alles das hatte schon den Sturm aufs höchste in mir erregt; als ich nun endlich in der neunten Vorlesung auf die Stellen stieß, wo sie Bonapartes Erziehungs- und Unterrichtssystem bis in den Himmel erheben, und dann durch ein fast treuloses „wie denn überhaupt ic.“ der Revolution eine Schutzrede halten. — In dem Zustande, worein diese mich versetzt hatte, konnte und mochte ich nicht weiter lesen.“ Trotzdem nimmt er die Lectüre noch einmal vor, und setzt überwältigt ihn der Stil. „Die Bestimmung des menschlichen Geschlechts in die Schönheit zu setzen, ist ein Resultat, eine Auflösung, ein Spruch, vor dem zuletzt alle Entwürfe verstummen müssen. Manches Harte erschien mir jetzt milder, manches Zweideutige klarer, manches Anstößige erträglicher. Oft schien es mir sogar, Sie hätten in allem recht, und es sperre sich nur mein schwaches Gemüth gegen Wahrheiten, die mich zu Boden drücken.“ Das sind zwar nur Einfälle, die zum Theil wieder zurückgenommen werden, aber es zeigt doch, daß der kategorische Imperativ nur dann über Geng mächtig war, wenn seine Seele von einer mächtigen Erregung ergriffen wurde. Ganz glücklich machte ihn ein Artikel Adam Müllers über den Geburtsadel, gegen Buchholz gerichtet, von dessen Schriften er damals die entsetzliche Wirkung für Deutschland befürchtete. Er forderte ihn auf, die Arbeit fortzusetzen, und verhiess ihm für diesen Fall eine höchst angenehme Existenz. „Ich weiß, was ich sage. Sie haben keine Idee von der Consternation, in welche die buchholz'schen Schriften die Denkenden unter dem alten Adel geworfen haben.“\*) Auch Müllers Glaube war mittlerweile positiver geworden. Schlegels Weisheit der Indier befriedigte ihn wenig, weil sie das Christenthum gewissermaßen durch den indischen Pantheismus zu stützen suchte. „Immer ist bei Christo der Schlüssel, den man erst haben und halten muß, bevor sich ein Grab der Vorwelt und überhaupt irgend ein Heiligthum der Erde aufthut.“ Wenn aber theoretisch die Gegensätze sich

\*) Das war 1808. Man vergleiche damit einen Brief Müllers vom 13. Januar 1823: „Wir dürfen uns nicht verbergen, daß die Geburtsprätenfionen in Europa, durch unsere sehr wesentliche Mithilfe sich wieder sehr breit zu machen beginnen. Es ist kein kleines Unglück, zumal für die deutsche Aristokratie, daß sie ihren besten Verteidigern den Weg zu verrennen verdammt ist.“

einigermaßen ausgleichen, so gab es doch manche praktische Bedenken. Geng schreibt am 24. Juli 1808: „Als ich Sie endlich einmal mit großer Mühe zu einigen halben, zweideutigen, räthselhaften Erklärungen gebracht hatte, so ergab sich, daß Sie mit Johannes über Plane, die ich im höchsten Grade verwerflich fand, unterhandelten. Was sollte ich hiebei thun? Leider stand es nicht in meiner Macht, Ihnen hier gleich eine Laufbahn zu eröffnen, die allen Zweifeln und Verlegenheiten ein Ziel setzen würde. Hatte ich also das Recht, jene Unterhandlungen zu zerschlagen? Mußte ich nicht den Ausgang derselben erwarten?“ Bekanntlich war Johannes von Müller seit Januar 1808 westphälischer Staatsrath, man kann sich also vorstellen, was das für Entwürfe waren. Im August 1808 ernannte der Herzog von Weimar Müller zum Hofrath. Geng rieth ihm, diese Verbindung als die wahre Grundlage seiner fernern Fortschritte in der Welt zu betrachten; indeß kam die Sache doch anders, er fand 1809 eine Anstellung und noch größere Aussichten in Berlin, und die Philosophie des Gegensatzes, theologisch verklärt, stand wieder in voller Blüte. Es waren die „Elemente der Staatskunst“ (1809), die eine Reihe neuer heftiger Angriffe hervorriefen. „Was haben alle diese Kritiken grade aus den entgegengesetzten Standpunkten der Ansichten, diese Ausfälle der heterogensten Parteien über mich anders vermögen können, als mich darin befestigen, daß ich im Mittelpunkte stehe, und daß Gott mich ausersehen hat, sein ewiges Gesetz zu vindiciren, seine Wissenschaft zu erbauen für die kommenden Zeiten, daß er mir ein Schwert gegeben hat gegen alle Kunstphilosophien und zweideutigen Teufeleien der Welt? Mir ist nichts Großes bekannt, was nicht bei seiner Ankunft in der Welt den heterogensten Parteien mißfallen hätte.“

Endlich fand Müller 1811 das lang ersehnte Ziel in Oestreich und verkündete hier in öffentlichen Vorlesungen das Evangelium des Gegensatzes. Auch dies Mal fand Geng im Ganzen viel auszusetzen. „Ich überzeuge mich immer mehr und mehr, daß Ihre Vorlesungen historischer, ja überhaupt concreter werden müssen. Drei Stunden haben Sie jetzt gelesen, und noch sind Sie keinen Augenblick aus dem Philosophiren über die deutsche Literatur herausgegangen, um etwas von ihr zu erzählen.“ „Sie sind ein Idealist, und machen, dichten und construiren eine Welt, die außer Ihnen schlechthin nicht zu finden ist.“ „Was mir gegen Ihre weltumfassende Toleranz immer noch einigermaßen aufstößt, ist die Furcht, daß, wenn es so fortgeht, am Ende nichts mehr bleibt, das eigentlich gehaßt oder auch nur rechtsschaffen verachtet werden dürfte. Hiermit geht mir das Leben aus. Wenn alles in dem Sinne, wie Sie es zuweilen nehmen, nothwendig ist, auch eine falsche Form des an sich Trefflichsten (wie z. B. die Methode in Ihrem Gegensatzbuche), so hat ja offenbar alle Kritik ein Ende, und es bleibt nichts weiter übrig, als alles so hinzunehmen, wie Gott es gibt.“ „Für dieses rasche

Zusammenfassen [der dem Anschein nach getrenntesten Gegenstände ist mein Kopf zu schwach. Ihnen ist es ein Spiel, Burke, Plato, Schelling, Novalis (von dem ich nicht geglaubt hätte, ihn als den Lichtverbreiter über die Geschichte von England je gerechnet zu sehen), den Apoll von Belvedere, die Planeten, Gott, und den Gegensatz — in einem einzigen Moment so miteinander zu amalgamiren, daß einem solchen, wie ich bin, der Kopf schwindelt. Sie sind ein Dichter, mein lieber Freund; nur die Imagination ist es, die mir in Ihnen dies ganze seltsame Spiel erklärt.“

Aus diesen lustigen Höhen der Speculation wurde Müller plötzlich in das praktische Leben geworfen. Von 1813 an war er als kaiserlicher Landescorrespondent und tiroler Schützenmajor bei dem Aufstand in Tirol und als Regierungsrath und erster Referent bei der Organisation dieses Landes thätig, bis er im April 1815 dem Feldhoflager des Kaisers Franz nach Paris folgte, von wo aus er stehende Berichte nach Wien für den österreichischen Beobachter schickte. Geng ist von diesen Berichten im höchsten Grade befriedigt. Wir ersehen daraus nur so viel, daß noch damals an den maßgebenden Stellen der Entschluß sehr schwankend war. Merkwürdig ist namentlich die folgende Stelle aus einem Briefe Müllers an Geng (14. Juli 1815): „Die Kaiserin Marie Louise hätte alle Stimmen für sich vereinigt, die Bourbonisten in Frankreich hätten geschwiegen, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die ganze öffentliche Meinung von Frankreich, der ganze Nerv seiner kräftigsten Parteien für den Augenblick zur Disposition von Oestreich gestanden hätte. Man erschöpft sich noch heute in Phantasten, wie dieses Arrangement zu machen gewesen wäre; viele haben sich mit dem Gedanken einer Regentschaft des Erzherzogs Karl herumgetragen; von einem Ende des Reichs zum andern hätte ein Wort des Kaisers alle Gemüther elektrisiren können. Sollte man aber bei einer außerdem so tief complicirten Frage eine andere Entscheidung als die des politischen Gewissens geben? Ist es besser, den Lockungen des Augenblicks und einer momentanen Präpotenz, die sich dem Hause Oestreich wirklich aufzudringen schien, nachgeben, oder ganz schlicht und einfach das göttliche Recht der Throne als die einzige untrügliche Basis aller politischen Institutionen behaupten? . . . . Problematisch ist mir der künstliche Charakter Ihres gegenwärtigen politischen Systems und Ihre anscheinende Gleichgiltigkeit dagegen, ob der Grundgedanke Ihres ganzen politischen Lebens triumphire oder nicht. Kam es denn auf etwas anders als darauf an, daß das Princip der Revolution gestürzt wurde, und daß die Herrschaft der politischen Phantome, Schatten, Larven ein Ende nahm? Hierüber haben Sie sich zu rechtfertigen und zu erläutern bei dem, der diese „allersüßtrefflichsten Grundsätze“ nur durch Sie, durch das Beispiel Ihres Lebens kennen lernte, und nun nicht zugeben wird, daß gewöhnliche Gleichgewichtsrücksichten den Augenblick ver-

bittern, wo die Politik des Hofes unserer Wahl ganz rein in diesen „„allertrefflichsten Grundsätzen““ handelt.“ „Alle Anzeichen stimmen überein, daß der Widerwille gegen die Bourbons täglich wächst. Indesß das thut nichts. Die Allirten können und dürfen einmal nicht anders handeln; werden die Bourbons nach drei Monaten wieder fortgejagt, so waschen wir unsere Hände.“ — Geng gibt nun (Juli 1815) folgende Erklärung. „Das Princip der Legitimität, so heilig es auch sein mag, ist in der Zeit geboren, darf also nicht absolut, sondern nur in der Zeit begriffen, und muß durch die Zeit, wie alles Menschliche, modificirt werden. Für einen neuen Ausfluß, oder einen geoffenbarten Willen der Gottheit hielt ich es nie. Die höhere Staatskunst kann und muß unter gewissen Umständen mit diesem Princip capituliren. . . . Was meine Auseinandersetzung mit Ihnen betrifft, so kann nur eine Schwierigkeit vorkommen, die unüberwindlich wäre, wenn Sie nämlich — was Gott verhüte — das Jus divinum im buchstäblichen oder mystischen Sinne nehmen.“ —

Nach Abschluß des Friedens wurde Müller als östreichischer Generalconsul in Leipzig angestellt, wo er in den Staatsanzeigen 1816—1818 zum Entsetzen der Liberalen und zuweilen zum höchsten Erstaunen des Fürsten Metternich die höhere christliche Politik der Welt verkündigte. Geng schreibt darüber 8. Juli 1816: „Die Aufsätze tragen sämmtlich das Gepräge einer Zeit, einer Ansicht und einer Manier, in welcher ich mich wildfremd, unbehaglich, unheimlich, desorientirt fühle. Vieles verstehe ich nicht, theils weil es mir durchaus dunkel, theils weil es mir unreif oder verworren scheint, oft vielleicht nur, weil es von meiner Art zu sehen und zu denken so sehr abweicht, daß ich mich nicht darin zurecht finden kann. Was ich verstehe, befriedigt mich nicht. Allenthalben eine schneidende, stolze, angreifende Polemik, aber nirgend ein reines, bestimmtes Resultat. Es schwimmt mir alles, wie in einen Nebel von hohen Worten gewebt, durch welche keine Figur in festen Umrissen hervortritt. Ich werde höchstens gedemüthigt, nie belehrt. — So war mir schon zu Muth, als ich das Vorwort zu den Staatsanzeigen las; diese Gefühle verfolgen mich überhaupt bei allem, was seit einigen Jahren über staatswissenschaftliche Gegenstände in Deutschland geschrieben wird. Klarheit, Methode und Zusammenhang, die ich von jeher über alles schätzte, werden mir, je älter ich werde, desto unentbehrlicher; und diese scheinen nun aus der neuen schriftstellerischen Welt völlig verbannt zu sein. . . . Mein Geist strebt nach Gleichgewicht und Ruhe; und jetzt soll ich nun erst recht in ein Meer von Umwälzungen, von rückgängigen Bewegungen, von Phantasien und Paradoxien geschleudert werden, wo alle Karten und alle Sterne mich verlassen. Ich soll z. B. lernen, daß der Friede der Welt, die Bürgerschaft der Staaten, die Verbesserung der gesellschaftlichen Verfassung u. einzig und allein von einer lebendigen Erkenntniß — der Menschwerdung Gottes abhängt? Ich soll

glauben, daß das durchaus praktische Problem einer deutschen Bundesverfassung — welches man freilich hätte auflösen sollen, ehe man leichtsinnigerweise entschied, daß eine Bundesverfassung stattfinden sollte, ohne zu wissen, ob sie auch in irgend einer Form möglich sei — durch ein gewisses mystisches Lehr- und Glaubensrecht, womit ich nicht einmal eine deutliche Vorstellung verbinden kann, auf's Reine gebracht werden wird, nachdem ich vorher belehrt worden bin, daß es weder durch Souveränität, noch durch Föderalismus, noch durch ein Oberhaupt, noch durch eine Constitution auflösbar ist. Herr Krug beweist mir in einem Aussage: „Wer soll Haupt des deutschen Bundes sein?“ mit lächerlicher Gravität, daß Preußen es nicht sein soll (und an negativen Resultaten sind überhaupt die Staatsanzeigen nicht arm); aber wer es sein soll, und ob überhaupt einer, bleibt so unentschieden als zuvor; und noch muß man dem Himmel danken, daß er nur nicht weiter ging. — Provinzial- und Municipalbehörden sind jetzt die großen Panaceen aller politischen Aerzte. Wo sie von Alters her bestehen, wie in England, mag man ihnen in Gottes Namen alles das zuschreiben, was man bisher der Organisation der obern Staatsgewalten zuschrieb, obgleich (in parenthesis) Montesquieu und Delolme wol auch etwas davon wußten, und solche Stümper nicht waren, als man sie heute schildert . . . Municipalverfassungen, da wo sie nicht sind, zu machen, ist denn das leichter, ist denn das nach Ihren und Ihrer heutigen Freunde Grundsätzen correcter, als Constitutionen zu machen? Das alles geht über meine Fassungskraft. Ich bin zu alt, zu steif, zu stumpf für diese Sprünge. Ich will diejenigen nicht tadeln, die beweglicher, rüstiger und kühner sind. Nur für mich gibt es auf diesen Feldern keinen Platz mehr.“

Diese Zwistigkeiten mußten um so heftiger werden, da auch die Religion hineingemischt wurde. Am 1. März 1817 klagt Müller darüber, daß Geng sich Gott immer mehr entfremde. Er sucht ihn zu belehren und schließt mit folgender erbaulichen Betrachtung: „Herr! wenn das, was wir Schwächlinge in der majestätischen Gegenwart einer zweitausendjährigen Kirche, die sich wenigstens nie und nirgend widersprochen hat, glauben — nicht wahr ist; wenn der Ausschuf von allen Zeiten, die gemeine sinnliche Zweifellei Recht behält und es sich endlich ergibt, daß es mit dem Néant nach diesem Leben seine Richtigkeit hat: — was haben wir dann verloren? — Wenn es aber wahr ist? Wie dann? — Liebster Geng!“ Darauf antwortet Geng, 15. März: „Es ist wahr, daß es eine Zeit gab, wo ich den Ideen und Gefühlen, denen Sie in mir die Oberhand wünschten, näher war, als heute. Soll ich Ihnen über diese Zeit die volle Wahrheit sagen? Hier ist sie. Ich bin froh, daß ich auf halbem Wege stehen blieb. Es fehlte mir damals, wie jetzt, an der Grund- und Urbedingung jeder wahren Vereinigung mit Ihrer Lehre, an der Fähigkeit, zu glauben, wogegen meine Vernunft sich auflehnt. Ich bestrebe mich

aufrichtig, diese Fähigkeit in mir zu entwickeln. Daß es mir nicht gelungen ist, kann ich mir unmöglich zur Schuld anrechnen lassen. Wenn ich aber damals meiner innern Neigung Gehör gegeben, wenn ich irgend einen Schritt gethan hätte, der mich — sobald jene Fähigkeit abging — auf immer mit mir selbst entzweien mußte, was wäre aus mir geworden? Ueber diese Frage bitte ich Sie nachzudenken. Wenn das, was ich heute bin, Ihnen auch noch so sehr mißfallen mag, wie würde Ihnen denn mein wahrhaftes und ehrliches Gemüth in dem Gewande eines Heuchlers gefallen?“ „Was den Zustand nach dem Tode betrifft, so weiß ich nur so viel, daß er so wie Sie und andere höchst würdige Männer sich ihn etwa denken (ob ich gleich nie begriffen habe, wie Sie sich ihn eigentlich denken), nicht sein kann. Die übrigen Fragen beunruhigen mich gar nicht. Die Idee einer positiven Gefahr, wenn das oder jenes doch zuletzt wahr wäre, geht aus einem so crassen Anthropomorphismus hervor, daß sie mich unmöglich schrecken kann. Ich fasse sie nicht einmal, und damit ich sie nur fassen könnte, müßte abermals jenes Wunder geschehen, dem ich mich nicht widersetzen will, wenn es etwa geschieht, das ich aber durch kein menschliches Mittel herbeizuführen weiß.“ In einem weitem Brief setzt er ihm mit der schärfsten Logik auseinander, daß auch für den Fall, daß man seine Vernunft dem Glauben unterwirft, wenn nicht ein Wunder geschieht, wieder nur Gründe der Vernunft den Menschen bestimmen können. „Die Weltgesetze, werden Sie mir sagen, sind Offenbarungen Gottes, denen die Vernunft sich unterwerfen muß. Ich frage daher: Sind Sie Ihnen von Gott unmittelbar geoffenbart worden? Antworten Sie: Ja! so erwiedere ich — ohne es weiter zu bezweifeln, wozu ich durchaus nicht berechtigt bin — desto besser für Sie! Mir wurde das Glück nicht zu Theil. Wir stehen folglich vor der Hand in ganz abgesonderten Classen. Antworten Sie: Nein! — so ruht Ihre Ueberzeugung von jenen Offenbarungen nur auf dem Glauben an das, was andern offenbart wurde. Nun dieser Glaube fehlt mir ebenfalls. . . . So lange Sie nicht im Stande sind, diese Fundamentaldifferenz zwischen uns zu heben, müssen Sie mir nothwendig verzeihen, daß ich viele Ihrer kraftvollsten Aeußerungen als bloße Machtsprüche betrachte, die ich oft mit Bewunderung, zuweilen mit Unzufriedenheit lese, die aber weder in einem noch in dem andern Fall Gehorsam bei mir erzwingen können, da ich den letzten Grund derselben für Usurpation halte.“ „Ob es neben der Vernunft, oder über der Vernunft noch andere höhere Erkenntnißquellen gibt? — das ist die Frage, an der ich stets scheitere und über welche ich mich nie habe hinaus-schwingen können. Gegen den falschen Glauben bin ich gerüstet genug; es fehlt mir aber durchaus an einem für mich giltigen Merkmal, den wahren vom falschen zu unterscheiden; jenseits der Grenzen der Vernunft scheint mir alles gleich unsicher und schwankend; und wenn ich sehe, daß andere auch da

noch auf festem Boden stehen, so bleibt mir nichts übrig, als zu erklären, daß sie einen Sinn haben müssen, der mir abgeht und den ich mir nicht beizulegen weiß.“ Zugleich (12. Mai 1817) bemerkt aber Geng, daß auch aus den religiösen Gesinnungen seines Freundes die politischen Grundsätze, die er fortwährend ausspricht, keineswegs gerechtfertigt erscheinen. Er citirt den Satz von Schloffer: „eine rationelle Bildung, wenn sie zu einseitig und über ihre Grenzen gesteigert ist, fordert ganz ebenso ihre traditionelle Ergänzung, wie umgekehrt eine traditionelle Bildung, wo sie erstarrt und der Natur des Menschen entfremdet ist, rationelle Belebung fordert.“ „Dies,“ setzt er hinzu „ist die Quintessenz meiner jetzt zur Reife gediehenen Weltansch. Auf welcher von beiden Seiten in jedem gegebenen Zeitpunkt das Gleichgewicht bedroht sei, darüber kann zuweilen Zweifel und Zwiespalt obwalten. Zu der Zeit, wo ich den politischen Schauplatz betrat, schien es wirklich darauf abgesehen, das traditionelle Element ganz zu verdrängen und dem rationellen die Alleinherrschaft zu bereiten. Gegen dieses falsche Bestreben bin ich zu Felde gezogen; und wenn ich gleich in der Hitze des Gefechts manchmal zu weit gegangen sein mag, so wird man mir doch nicht leicht zur Last legen können, daß ich aus Furcht vor der Scylla meine Augen gegen die Charybdis je völlig verschlossen hätte. Daß die Lage der Dinge sich in den letzten Jahren wesentlich geändert hat, geben Sie zwar nicht zu, scheint mir aber unverkennbar. . . . Das Gleichgewicht ist auf der rationellen Seite bedroht; ein Satz, den ich hier nur als meine Privatmeinung aussprechen kann, den ich aber factisch und historisch deduciren zu können glaube. . . . Ich habe in dem revolutionären Gange der Zeit nie den natürlichen und verzeihlichen Wunsch, aus einem schlechten Zustande zu einem bessern zu gelangen, wol aber das einseitige und anmaßende Princip, die Welt von frischem wieder anzufangen, gehaßt. Wenn Sie nun, ebenso einseitig, anmaßend und schneidend, die Antirevolution predigen, alle Bestrebungen und alle Producte dieser Zeit, die ich gewiß nicht ungebührlich bewundere, mit bitterem Hohn verwerfen und ganz unumwunden die Kirchenverfassung, und Lehnverfassung, und Dienstverfassung, und Geldverfassung, und Handelsverfassung u. s. w. vergangener Jahrhunderte zurückfordern, wie sollte ich meinen eignen Ideen solche Gewalt anthun, die Ihrigen zu billigen? . . . Jedes Heft bestärkt mich in meiner Opposition; und daß Sie mich durch Ihre harten und einseitigen Behauptungen nicht schon auf die ganz entgegengesetzte Seite geworfen haben, beweiset nur, wie fest ich selbst im Sattel sitze.“ Was aber diesem Brief, dem ein ziemlich langes Stillschweigen zwischen den beiden Freunden folgte, die wahre Würze gibt, ist folgende kleine unschuldige Bemerkung. Geng bittet, ihm aus Halle eine neuerschienene Schrift zuzuschicken, und setzt dann hinzu: „In Büchern werde ich Ihnen freilich die Retourfracht nicht leisten können; denn so weit geht doch Ihr Enthustasmus

für unser liebes Oestreich nicht, daß Sie sich nach unsern Literaturerzeugnissen sehnten.“

Einigermassen wurde das gute Verhältniß durch Müllers Sendschreiben gegen Görres (1818) wiederhergestellt, welches bei Geng großen Beifall fand. Was diese beiden auffallend klaren Köpfe, Müller und Görres, miteinander verhandelten, ist erstaunlich genug, aber es würde uns doch zu weit führen, darauf einzugehen. Nach dem, was wir bisher gelesen haben, werden wir durch eine plötzliche Umkehr des Verhältnisses zwischen Geng und Müller in Bezug auf Religion und Politik völlig außer Fassung gesetzt.

Geng schreibt den 19. April 1819: „Vergessen Sie jetzt auf einen Augenblick alles, was meine rebellische Vernunft in früheren Verhandlungen, in Bezug auf mich, Ihnen oft entgegengesetzt hat. Ich stelle mich auf einen höheren Standpunkt, von welchem ich das Ganze (und auch im Ganzen) betrachte. Es fragt sich hier nicht, inwiefern meine Vernunft gebändigt werden kann; aber ich weiß, daß keine moralische und folglich auch keine politische Weltordnung bestehen kann, wenn sich nicht Mittel finden, die Vernunft eines jeden zu bändigen, und wenn der unselige Anspruch, vermöge dessen jeder seine eigne Vernunft als gesetzgebend ansehen will, nicht aus der menschlichen Gesellschaft wieder zu verbannen ist. Ohne Regel und Gesetz kann keine Gesellschaft wahrer Menschen gedacht werden. Diese Regel und dieses Gesetz können aber keine Haltung haben, wenn sie von bloßer Willkür, sollte es auch die aufgeklärteste sein, ausgehen. Denn Willkür gegen Willkür, ist am Ende jeder gleich befugt, die seinige für die beste zu halten. Es muß ein höheres Gesetz geben. Das kann nur in der Religion zu finden sein, und zwar nur in einer Religion, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, welches, außer der christlichen, noch keine andere auch nur versucht hat. Selbst hier aber kann das höhere Gesetz keine feste Wurzel schlagen, wenn es nicht von einer fortdauernden gesetzgebenden Macht regelmäßig verwaltet wird. Es muß folglich eine Kirche bestehen; und in dieser Kirche muß Einheit und Unwandelbarkeit in allem Wesentlichen das erste Princip sein. Sobald man einmal zugibt, daß die Vernunft des Einzelnen in Sachen der Religion, nicht bloß unter der Hand rebelliren (welches sich nicht immer vermeiden läßt), sondern für ihn selbst und gar für andere gesetzgebend werden kann, muß das Nämliche auch für alle Staatsverhältnisse gelten; und von dem Augenblicke an fällt die Gesellschaft auseinander und alles sinkt in den wilden Naturzustand zurück. Kirche und Staat dürfen immer nur sich selbst reformiren; das heißt, jede wahre Reform muß von den in beiden constituirten Autoritäten ausgehen. Sobald der Einzelne oder das sogenannte Volk in dieses Geschäft eingreifen darf, ist keine Rettung mehr. Der Protestantismus ist die erste, wahre und einzige Quelle aller ungeheuren Uebel, unter welchen wir heute erliegen.“

Wäre er bloß raisonnirend geblieben, so hätte man ihn, da das Element desselben einmal tief in der menschlichen Natur steckt, dulden müssen und können. Indem sich aber die Regierungen bequemten, den Protestantismus als eine erlaubte religiöse Form, als eine Gestalt des Christenthums, als ein Menschenrecht anzuerkennen, mit ihm zu capituliren, ihm seine Stelle im Staat neben der eigentlichen wahren Kirche, wol gar auf den Trümmern derselben anzuweisen, war sofort die religiöse, moralische und politische Weltordnung aufgelöst. Was wir erlebt haben, war nur eine nothwendige Folge, und die natürliche Entwicklung jenes ersten unermesslichen Frevels. Die ganze französische Revolution und die noch schlimmere, die Deutschland bevorsteht, sind aus der nämlichen Quelle geflossen. Wenn Einzelne im Volk, Fractionen des Volks, die Majorität des Volks u. s. f. die Kirche verstoßen durften, warum sollten sie den Staat nicht umstürzen, der, sobald einmal Vernunftautoritäten herrschen können, nicht um ein Haar heiliger ist als die Kirche? Wenn Luther reformiren d. h. seine Kirche gegen die allgemeine aufstellen durfte, warum sollten Behr und Hornthal nicht gleiches Recht gegen den König von Baiern und seine Minister haben? Wer A gesagt hat, muß B sagen. Wenn es keine höhere Autorität mehr gibt, als die Vernunft jedes Einzelnen, so muß die Revolution der natürliche Zustand der Gesellschaft werden, und Intervallen von Ruhe und Ordnung können nur Ausnahmen sein. Das alles drückt allerdings nicht eine eigentliche Umwandlung der Gestinnung, sondern nur eine Veränderung des politischen Gesichtspunkts aus, und aus den positiven Vorschlägen Müllers weiß er noch immer nicht, was er machen soll. „In einem Zeitalter, wo man fast nur noch par procédé Gott statuirte, verlangen Sie — Glauben an die tiefsten Geheimnisse der Offenbarung. Unter Menschen, denen jeder Ueberrest privilegirter Classen ein Greuel ist, wollen Sie einen wohlgeordneten Feudalismus einführen. Ihre Arzneien verschmähe ich nicht; wenn Sie die Alleinherrschaft der Kirche wieder herstellen können, will ich gern meine Vernunft so lange kasteien, bis sie auch das Unbegreiflichste annimmt; und erreiche ich es nicht ganz, so wird Gott mir vergeben. Jeder Feudalismus, selbst ein sehr mittelmäßig geordneter, soll mir willkommen sein, wenn er uns von der Herrschaft des Pöbels, der falschen Gelehrten, der Studenten, und besonders der Zeitungsschreiber befreit. Aber wie sollen denn diese wahren Reformen zu Stande kommen?“ Aber im Allgemeinen kann er doch seine principielle Uebereinstimmung versichern, und Müller nimmt mit der gebührenden Wichtigkeit von der Thatsache Act. „Ihren Brief in seiner unvergleichlichen Klarheit betrachte ich nunmehr als die eigentliche Präliminarbasis aller künftigen Verhandlungen; auch zweifte ich, ob in diesem Jahrhunderte überhaupt schon viel wichtigere Dinge obgeschehen sind, als das Ereigniß dieses Briefes.“

Die Gründe dieser plötzlichen Umwandlung liegen in Folgendem. Einmal begann jetzt das Zeitalter der Congresse, in denen Geng eine sehr wichtige Rolle spielte, und von den Machthabern Europas mit Schmeicheleien überhäuft wurde. Er fühlte sich nicht mehr bloß als den Anwalt der guten Sache, sondern als den Mitbestzer der Macht, und die Angriffe der Demokraten erschienen ihm als gegen ihn selbst gerichtet. — Sodann hatte er die Spontaneität, die in ihm lag, in dem Kampf gegen Napoleon vollständig ausgegeben; er wußte sich weiter keinen Rath, sein Scepticismus nahm eine immer wüßtere Farbe an, und die Schriften, die er insolge seiner Stellung nothgedrungen lesen mußte, versetzten ihn in eine unauslöbliche Verwirrung. „Die Vergangenheit ekelte mich an, und die Zukunft fürchte ich.“ Er hätte alles Denken gewaltsam unterdrücken mögen, da es ihn nur beunruhigte, wenigstens sollte das Schreiben gehindert werden. Der ehemalige Anwalt der Pressfreiheit ist nun ein Fanatiker für die Censur, und zwar in der verwegensten Bedeutung dieses Wortes, denn er spricht im vollsten Ernst den Wunsch aus, daß für eine Reihe von Jahren aller Bücherdruck untersagt werde, mit Ausnahmen, welche eine Behörde in Wien festzustellen habe. Aber das Wichtigste war die Ermordung Kobzebues am 23. März 1819. Geng hatte Furcht für sein Leben, und um sich vor dem politischen Meuchelmord zu sichern, wäre ihm jetzt auch der Katholicismus vollkommen recht gewesen. Wir finden in einem spätern Brief eine Stelle, die wir nicht anders auslegen können, als daß ihm ein Gedanke des Uebertritts wirklich wieder durch den Kopf ging. Indes ist es bei dem Gedanken geblieben. (19. August 1824).

Müllers Schrift über die Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der Staatswissenschaften (1819) erregte seinen höchsten Enthusiasmus, wenn es ihm auch bedenklich war, daß Müller die bestehenden Staatsformen mit so großer Hefigkeit angreift. Dieser Gegensatz ist jetzt der Leitfaden in dem Verhältnis der beiden Freunde. Müller verlangt von den Staatslenkern eine neue positive Schöpfung, und er handelt im besten Glauben. So absurd seine Vorschläge aussehen, er ist von ihrer alleinseligmachenden Kraft fest überzeugt, Geng dagegen glaubt an nichts mehr; er will nur einen unausgesetzten Kampf gegen die Jakobiner, im Uebrigen möge man die Staaten lassen, wie sie sind, etwas Kluges werde doch nicht herauskommen. Müller selbst hatte mehrfach Gelegenheit, die Uebelstände der Censur an seiner eignen Thätigkeit wahrzunehmen. Hügel's Werk über Spanien, das er dem Buchhändler empfohlen hatte, wurde dann verboten, und seine eignen Artikel für den Beobachter wurden von Geng meistens bei Seite gelegt. Dennoch veranlaßte ihn Geng, als er sich im März 1820 in Wien aufhielt, zu einer feierlichen Anerkennung der Censur. Er fängt damit an, daß es für den wohlgesinnten Katholiken eine schwierige Gewissensfrage sei. „Erklärt er sich für die Staatscensur, so bekennt

er sich zu dem verruchten Princip der Centralisation aller menschlichen Dinge in der Staatsouveränität; erklärt er sich für die Pressfreiheit, so huldigt er dem verderblichen Princip der Unabhängigkeit der menschlichen Vernunft von aller Autorität. Es fragt sich also nur, welche von den beiden Grundfesten der Wahrheit und Ordnung auf Erden den Vorrang verdiene: ob der Grundsatz der Unabhängigkeit der kirchlichen Autorität von aller weltlichen Macht, oder der Grundsatz der Abhängigkeit der menschlichen Vernunft von höheren, äußeren, gegebenen und geoffenbarten Autoritäten, Lehren und Gewalten? . . . . Aber die nothwendige Abhängigkeit der menschlichen Vernunft, die absolute irdische Hilflosigkeit, in die sie durch ihre Sündhaftigkeit verfallen ist, und demnach der Gehorsam, ist die eigentliche Grundlage aller Religion; die Thatsache des Falles unseres Geschlechts ist älter als die seiner Rettung . . . . Wenn also, wie jetzt, das ganze menschliche Leben und Wirken in anarchischer Zerrüttung darniederliegt, und es sich um Rettung und Wiederherstellung nicht nur der kirchlichen, sondern aller, auch der bürgerlichen Ordnung handelt, so wird dieses große und gute Werk, wie alles Große und Gute, mit einem Acte der unbedingten Demüthigung anfangen, und zuerst und vor allen Dingen der Grundsatz des Gehorsams gegen die gegebene Obrigkeit überhaupt (gleichviel ob weltliche oder geistliche) anerkannt werden müssen. Demnach erkläre ich mich gegen die Pressfreiheit u. s. w." — Man sieht, daß es dem Ultramontanismus nicht an Gründen fehlt, wenn es darauf ankommt, eine freiheitsfeindliche Maßregel zu unterstützen.

Uebrigens waren die Ansichten Müllers grade in Beziehung auf Oestreich nicht ohne Bedenken. Er war ein entschiedener Feind der administrativen Centralisation, ein Feind des finanziellen Schwindelsystems, ein Anhänger der alten Föderalverfassung. „Oestreich war ein europäischer, christlicher, wohlfeiler Föderalstaat, wie ich ihn meine; und die Leute, die josephinischen, die vom Zeitgeist geblendeten, von der Allregierungswuth bethörten, haben ihn zu einem unerschwinglich theuern Geldstaat gemacht. Einige Emancipation der Provinzen, einige Selbstvertheilung der Lasten, einige Herstellung alter, nicht todter, nur schlafender, ständischer Rechte, eine weise Begründung eines guten Naturalprästationsystems, Hinrichtung aller Bankmaschinerien des Staats auf den einen Zweck des unerschütterlich festen Courses der Einlösungsscheine, und dann ein Staatsrath, wie er sein soll, um den Herrn her, der den Bund nicht nur repräsentirt, sondern, gehörig berathen, der Bund selbst sein wird bis ans Ende — so, scheint mir, könnte sich der Adler verjüngen, und in Jugendfrische allen andern europäischen Staaten vorangehen, die aus allen politischen Stürmen zuletzt nichts retten werden, als die ursprüngliche föderale Gestalt, von der sie abgefallen sind. Und hier reiche ich meinem Freunde Maitre die Hand; dann wird die Nothwendigkeit der geistlichen Macht, des

Papstes, der Kirche sich unwiderstehlich aufdrängen. Sie ist die Grundbedingung der europäischen Föderation, die ich meine.“ (19. Sept. 1820.) — So meinte es nun Fürst Metternich nicht ganz, und Geng, der schon lange ungeduldig geworden war, erhielt den Auftrag, seinen alten Waffenbruder wegen eines Aufsatzes in Schlegels Concordia ernsthaft zurechtzuweisen (8. Oct. 1820.) „Das Erste ist, daß in diesem Aufsatz eine theologisch-mystische Sprache herrscht, welche man dem Charakter eines, zum Theil wenigstens politischen Journals höchst unangemessen findet. Ihre Gegner halten den Gebrauch, den Sie von dem heiligen Worte Dreifaltigkeit machen, an diesem Orte nicht allein für anstößig, sondern meinen, es würde dadurch auf die Concordia überhaupt ein Licht geworfen, welches ich nicht näher charakterisiren mag.... Das zweite Gravamen trifft die Art und Weise, wie Sie an mehreren Stellen über Eigenthum und Besitz gesprochen haben. Man beschuldigt Sie, sie hätten das Eigenthum der Geistlichkeit nicht nur vorne an gesetzt, sondern als das einzige wahre und vollständige geschildert. Man beschuldigt Sie, Sie hätten nicht nur von allem Allodialbesitz, sondern selbst von dem Besitztitel der Eigenthümer liegender Gründe in Ausdrücken gesprochen, welche alle Eigenthumsrechte erschütterten, und wodurch Sie, obgleich von ganz entgegengesetzten Motiven getrieben, den Revolutionsleuten selbst in die Hände arbeiteten.... Der scharfe und schneidende Ton, womit Sie alle bisherigen Regierungs- und Verwaltungssysteme zu verdammen gewohnt sind, wurde nun zum ersten Male, und selbst von nicht unwohlwollenden Richtern als etwas höchst Beflagenswerthes gerügt, und mehr als einmal wurde die unter praktischen Menschen immer natürliche Frage aufgeworfen: Was gewinnen wir denn mit Bundesgenossen, die in der Meinung, uns aufzuklären, unsern Feinden die glänzendsten Waffen gegen uns liefern?.... Die Frage ist heute nicht, wie die Gesellschaft nach einem besseren, gottgefälligeren Plane für die Zukunft zu bilden sein wird; unser einziges Geschäft ist und muß sein, sie vor der von bekannten und bestimmten Feinden ihr drohenden nahen Auflösung zu bewahren. In einem Ihrer Briefe habe ich zwar, nicht ohne geheimes Grauen, eine Aeußerung gefunden, woraus ich schliesse, daß Sie selbst aus dem Abgrunde der Zerstörung gewisse (höchst chimärische) neue Formen erwecken, die Ihnen lieber sein würden, als der ganze alte Wust, von welchem — wie ich beständig bemerken muß, kein Jakobiner verächtlicher sprechen kann, als Sie.... Männer, wie Sie, dürfen keine Allotria mehr treiben, müssen denen, welche die schrecklichen Aufgaben zu lösen haben, mit der ganzen concentrirten Kraft ihrer Gedanken und ihrer Beredsamkeit beistehen. Das ist Ihr Beruf. Die innern Krankheiten werden uns nicht von heute zu morgen tödten. Das Dringendste ist, zu leben. Mit denen, welche uns vernichten wollen, müssen

wie also zuerst fertig werden. Dann Kirche, Stände und Communen, und alles was Sie wollen.“

Man sieht, die Stellung eines officiösen Schriftstellers hat ihre mislichen Seiten, und wenn er sich schließlich zu einem so aufgeklärten Ideal erhebt, wie Geng in Beziehung auf die Censur, so darf man sich darüber nicht wundern. Mit dieser Nuganwendung wollen wir schließen, da ohnehin die letzten Jahre keine erhebliche Ausbeute geben. Die fortdauernde Sorge Müllers um den Seelenzustand seines Freundes enthält nichts Neues. Die Herausgeber verdienen den Dank des deutschen Publicums, daß sie ihm einen so interessanten Einblick hinter die Coullissen der officiellen Welt verstattet haben. J. S.

### Zur Situation in Schleswig-Holstein.

Als im Februar 1852 die zur Vermittlung des Streites zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark erschienenen Bundescommissäre das Land wieder verließen, erklärten sie, in der freudigen Hoffnung zu scheiden, es werde nun für die betreffenden Gebiete eine Zeit dauernder Wohlfahrt beginnen. Wie diese Hoffnung sich erfüllte, ist zur Genüge bekannt. In Schleswig hat die Aufnöthigung der dänischen Sprache die Kirchen verödet, die Schulen verwüftet. Dort wie in Holstein wurden Richter und andere Beamte ohne Urtheil und Recht abgesetzt, dort wie in Holstein die Presse in Fesseln geschlagen. Beide Länder überschwemmte man mit dänischen, auf Feindseligkeit gegen alles Deutsche dressirten Pastoren, Beamten und Soldaten, überbürdete sie mit Steuern, trieb die Beiträge zu den Ausgaben des neuen Gesamtstaats nach einem ungerechten Repartitionsfuß ein, danisirte alle Einrichtungen: Justiz, Polizei, Münze, Zollwesen und Postwesen — alles zu Gunsten des Gesamtstaates, in welchem das dänische Element unter allen Umständen vorwiegen mußte.

Die deutschen Cabinete haben zu dieser Vergewaltigung sechs Jahre hindurch geschwiegen. Dagegen stellten die Dänen selbst der neuen Staatsordnung Hindernisse entgegen. Sie wußten, daß der Verlust der Herzogthümer den Verfall des ganzen Staats nach sich ziehen würde, aber sie wußten auch, wie mislich es ist, eine fremde Nationalität von der Bedeutung der deutschen in ein und dieselbe Verfassung hineinzuzwängen. Sie fürchteten, statt die deutschen Herzogthümer verschlingen zu können, von den vierzig Millionen hinter diesen verschlungen zu werden, fürchteten den Einfluß des deutschen Bundes